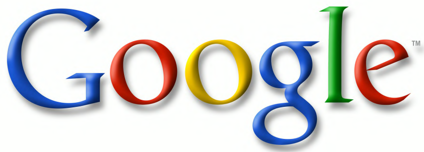



888
B20
W66

BAKCHYLIDES

VON

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1898

BAKCHYLIDES

VON

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1898

MEINEM LIEBEN BRUDER

HUGO FREIHERRN VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF

WEIHNACHTEN 1897

O Liebste, dich möcht' ich schaun,
eine des schimmernden tanzenden Mädchenchors
kränzen den Altar, auf welchem Apollo steht,
vom Abendlicht beschienen rot,
parischen Marmors Bild, leuchtend im Lorbeerhain,
wie mit den Händen du ihm Anemonen streust,
wie dir das Auge blitzt und wie die Lippe singt
ein Lied ihm von Bakchylides.

So schliesst eines der Gedichte, in denen Josua Carducci[1]) mit Form und Inhalt sich sehnsüchtig in die antike Welt, wie sie diese Sehnsucht ausgemalt hat, hinüberzuschwingen versucht, in diesem Suchen etwa mit Hölderlin vergleichbar. Den Namen des Bakchylides hat er nur um seiner Klangwirkung willen gewählt; es genügte, dass er einer der 'neun griechischen Lyriker' gewesen war, die seit 150 v. Chr. etwa für klassisch gelten, und viel mehr als dieses Renommee konnte Carducci beim besten Willen von seinen Hymnen nicht wissen.

Seit vierzehn Tagen ist das anders. In einem ägyptischen Grabe ist vor anderthalb Jahren ein Buch mit Gedichten des Bakchylides gefunden worden, das etwa um Christi Geburt ein Verehrer des Dichters mit in das andere Leben genommen hatte. Übler als die Zeit hatten es die arabischen Finder misshandelt, als es von dem British Museum erworben ward; aber hier war es in die Hände gekommen, die besser als irgend jemand anders für seine Herstellung zu sorgen wussten: F. G. Kenyon,

---

[1]) Odi barbare S. 21 *(In una chiesa gotica)*; die Uebersetzung ist von Th. Mommsen.

der seit der ersten Ausgabe der aristotelischen Schrift über Athen mit Recht berühmte Entzifferer griechischer Papyri, hat auch hier seine Kunst bewährt, und so hat Bakchylides eben seine Auferstehung gefeiert. Diesmal war es ein wirkliches Buch, nicht eine Abschrift zum Privatgebrauch, wie die Schrift des Aristoteles, die sich ein armer Student auf die Rückseite ausrangierter Rechnungen geschrieben hat. Daher ist die Schrift an sich gut lesbar; aber die Rolle war zum Teil nicht nur zerrissen, sondern geradezu zerfetzt, so dass einzelne Seiten aus mehr als einem Dutzend Stücken zusammengesetzt worden sind, manche Fetzen noch ihrer Einordnung harren und viele grosse Lücken geblieben sind; wie denn überhaupt die Philologie noch sehr viel Arbeit mit ihm haben wird. Von allen diesen Dingen sollen meine Leser heute nichts zu hören bekommen, obwohl es ganz gut anginge, die wissenschaftliche Bedeutung des Fundes oder auch die Bedeutung der physischen und geistigen Arbeit gemeinverständlich darzustellen, die gethan sein muss, damit ein solches altes Gedicht wieder klingen kann. Von diesem Klange aber, wie er aus ferner Welt soeben frisch an die Ohren derjenigen dringt, denen jene Welt keine fremde ist, wenigstens einen Widerhall allen mitzuteilen, die hören mögen, halte ich als Philologe nicht weniger für meine Pflicht denn die wissenschaftliche Ausnutzung des Fundes.

Durch alle Zeiten haben sich nur von einem grossen griechischen Lyriker Gedichte erhalten, von Pindaros. Immer hat man gehört und weitergesagt, dass er ein sehr grosser Dichter wäre; aber niemals hat er eine grosse Gemeinde von Verehrern gehabt, denn er ist schwerverständlich und seine Schönheit ist herb. Auch wer das Gold als echt erkannt hat, wird nicht leugnen, dass die Arbeit ungleich und ihre Formen häufig konventionell und flau sind. Das Kunsturteil über ihn, wie es gewöhnlich weitergegeben wird, stammt gar nicht aus den Ge-

dichten selbst, sondern von Horaz. Als Goethe in Wetzlar ihn einmal vornahm, geriet er auf die einzige Ode der erhaltenen Sammlung, die nicht von Pindar ist, bezeichnenderweise; sie ist nämlich in Versmass und Sprache viel durchsichtiger. Es ist ganz in der Ordnung, dass Pindar auf die moderne Poesie kaum direct eingewirkt hat, denn er spricht zu uns wie aus einer anderen Welt. Aber dass die grosse Person des Dichters auch von den Philologen so gar nicht recht gewürdigt wird, erklärt sich zwar durch die Entwickelung der Wissenschaft, die sich noch nicht gar lange diese Aufgabe recht stellen kann; aber jetzt ist es nicht mehr in der Ordnung. Indessen er ist einer von denen, die warten können: seine Lebenskraft ist unendlich, wie immer das Leben einer vom Streben zum höchsten erfüllten Seele.

Das Wunder, dass eine Frau sich einen Platz unter den allerersten Dichtern ihres Volkes erobert hatte, hat Sapphos Namen immer im Gedächtnisse der Menschen erhalten; aber ihre Lieder sind verhallt, wenn auch die wissenschaftliche Phantasie wenigstens an ihrem Echo sich als einem köstlichsten weidet, und die Dichterin, zur Novellenfigur geworden, ist entwürdigt, nicht viel weniger von denen die sie tragisch nahmen, als von denen die sie zu sich in den Kot zogen. Zwei Fetzen ihrer Gedichte sind bereits in Aegypten gefunden; sie geben noch nichts Reelles, aber sie geben Hoffnung.

Im Jahre 1554 gab Henri Estienne ein griechisches Liederbuch heraus, wie er glaubte, von Anakreon. Diese Gedichte kamen der Sinnesart der französischen Hochrenaissance so sehr entgegen, dass mancher glaubte, sie könnten nur von einem Zeitgenossen herrühren. Rasch eroberten sie die ganze gebildete Welt, in allen Litteraturen haben sie ihre Spuren hinterlassen, und die Anakreontik ist eine bestimmte Gattung der modernen Lyrik geworden, die noch der junge Goethe gepflegt hat. Gegenwärtig haben wir geringes Gefallen an diesen Tändeleien;

aber Anakreon ist doch eine typische Figur; der unersättlich geniessende liebenswürdig lüderliche Alte lebt in unserer Phantasie, und vergeblich bemühen wir Philologen uns, die Wahrheit und den echten Anakreon zu Ehren zu bringen. Denn jene Sammlung flacher und zum Teil elender Lieder ist ein Erzeugnis der römischen Kaiserzeit, in dem nur hier und da in arger Verwässerung alte echte Motive enthalten sind. Der wirkliche Anakreon war ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter. Vor den Persern aus seiner asiatischen Heimat gewichen, lebte er nun von seinem Talente, das er zuvor frei geübt hatte, an den Höfen der Grossen, freilich im ungezügelten Genusse des reichen und bunten Lebens, aber schon durch den leisen Zug der Selbstironie das Geniessen adelnd und der Haltung des vornehmen Mannes nie vergessend. Man sieht es am besten, wenn man sein Porträt betrachtet, das seit einigen Jahren nachgewiesen ist. Die Statue stand früher in Villa Borghese, wo sie mancher der Leser gesehen haben wird; in kriegerischer Nacktheit rührt der Dichter die Leier. Jetzt ist sie im Museum Jacobsen in Kopenhagen. Eine sehr viel schönere Replik des Kopfes steht im Berliner Museum. Unsere Zeit würde den echten Anakreon wohl zu würdigen wissen, denn er war ein rechter Quattrocentist. Vor 300 Jahren war der falsche ohne Zweifel viel willkommener. Die Aussicht, den echten wieder zu erhalten, ist nicht gross; man sang eben schon in der Kaiserzeit nicht mehr die echten Lieder.

Für den Ruhm des Bakchylides würde es zuträglich gewesen sein, wenn er schon 1597 erschienen wäre. Mit der ganzen Weihe klassischer Musterhaftigkeit wäre er durch die Jahrhunderte geschritten, die sich allmählich von der Nachahmung dieser Muster zu der Freiheit einer eigenen Kunst aufgearbeitet haben. Er ist völlig Herr einer ganz glatten Form, leicht verständliche und ziemlich flache Gedanken nehmen sich in reichem Putze des Ausdrucks stattlich genug aus. Das wäre etwas gewesen

sowohl für die höfische Pracht der Zeit Louis XIV. als auch für die Zierlichkeit des Jahrhunderts der Vernunft. Jetzt verlangen wir von der Poesie und vollends von dem Poeten mehr; es steht nicht zu befürchten, dass selbst ein klassicistisch gesonnener Liebhaber auf die Lippen seiner Trauten ein Lied der Nachtigall von Keos wünsche, seit er wissen kann, wie diese sang. Viel näher ist die Gefahr, dass die Philologen aus Aerger über eine getäuschte Erwartung es den armen Bakchylides entgelten lassen werden, dass sie in ihm einen grossen Dichter suchten, der denn freilich nicht erschienen ist.

Wer sich so getäuscht sieht, kann lediglich selbst dafür. Bakchylides ist allerdings einer aus dem Kreise der neun klassischen Lyriker, zu dem Horaz so gern der zehnte geworden wäre. Aber die neun hat nicht das Werturteil als die besten zusammengestellt oder ausgewählt, wie meistens gedankenlos gesagt wird. Die antike Philologie, die den Kreis der neun dadurch festgestellt hat, dass sie die Werke dieser Dichter herausgab und so in gesicherten Texten erhielt, war viel zu wissenschaftlich, um die Prinzipien ästhetischer Feinschmeckerei zu befolgen. Sie sammelte und edirte die lyrischen Gedichte, die sich aus der klassischen Zeit erhalten hatten, d. h. älter waren als der Umschwung in Poesie und Musik, den die Kultur Athens und besonders das Drama hervorgerufen hatte. Dabei fand man nur von neun Dichtern noch mehr als vereinzelte Stückchen: dass niemand im stande ist, einen zehnten zu nennen, ist Beweis genug.[1]) Nun wird gewiss die Erhaltung vorwiegend von dem Werte bedingt, aber die Zeit thut doch auch das ihre dazu. Pindar und Bakchylides hatten noch bis in die Zeit gelebt, wo in Athen ein wirklicher Buchhandel sich

[1]) Einer ist später noch hinzugetreten, die böotische Dichterin Korinna, deren Dichtungen ein glücklicher Philologe nach 150 in böotischen Handschriften aufgefunden hat. Korinna war nie mehr als eine Lokalgrösse gewesen und hat auch später nur die Philologen interessiert.

organisierte, so dass das meiste, was im Augenblicke Beifall fand, auf Erhaltung Aussicht hatte. Wenn von Pindar mehrere hundert zum Teil sehr umfangreiche Gedichte erhalten blieben, so kann es nicht befremden, dass von einem vielbeschäftigten Zeitgenossen, der also auch einen Kreis von Verehrern hatte, 150 Jahre später noch ein stattlicher, wenn auch viel weniger umfangreicher Nachlass vorhanden war: so früh setzte die zielbewusste Sammelarbeit der alexandrinischen Gelehrten ein. Für sie waren diese Dokumente der grossen klassischen Zeit unschätzbar, wie sie es für uns sind, und die Gelehrten haben recht gethan, wenn sie hinfort auch den Bakchylides lasen und erklärten. Aber als Dichter ist er niemals klassisch gewesen. Die Schulknaben in Athen haben schon zu Sokrates' Zeiten Lieder von Simonides und Pindar auswendig gekonnt: keine Spur davon, dass Bakchylides zu dieser Ehre gekommen wäre. Kein Wort von ihm ist fliegend geworden: weder in der bildenden Kunst noch in der gelehrten Dichtung der frühhellenistischen Zeit giebt es eine kenntliche Spur seiner Wirkung. Sehr viel anders ward das auch nicht, als die alexandrinische Ausgabe ihn dem Publikum von neuem nahe brachte. Die hochgebildete Gesellschaft, deren vornehmster Vertreter Plutarch ist, kennt ihren Pindar und Simonides so wie wir unsere Klassiker; von Bakchylides führt sie sehr selten einmal einen Spruch an, und dann zumeist aus den Anthologien, die damals wie heute auch viele geringere Stücke current erhielten. Aus ihnen stammt das meiste, was wir bisher von ihm besassen. Es darf nicht täuschen, dass ein Mann, der als dichterische Person hoch über ihm steht, an Bakchylides offenbar Gefallen gehabt hat, nämlich Horaz. Es gehört zu dessen grössten Vorzügen, dass er die Grenzen seines Talentes kannte. Er verstand auch wirklich zu viel von griechischer Lyrik, um die Thorheit nicht nur von Klopstock und Willamov, sondern leider selbst von Platen zu begehen

und pindarisch dichten zu wollen. Den Bakchylides nachzubilden durfte er sich und seiner Sprache zumuten; immerhin sind es ziemlich seine schwächsten Gedichte geworden, die, welche eine mythische Geschichte erzählen.[1]) Und mochte auch Glätte und Verständlichkeit dem Horaz, bei dem die Kritik der Poesie Amme, wenn nicht Mutter war, mehr als billig gefallen: schwerlich würde er das Gesamturteil über Bakchylides anders gefasst haben, als die feinsinnigste griechische Kritik, die dem gottbegnadeten, aber zuweilen frostigen Dichter Pindar in Bakchylides die gleichbleibende Eleganz des korrekten Verseschmiedes gegenüberstellte. Dies also durften wir in ihm erwarten: nicht mehr. Dies haben wir erhalten: nicht weniger. Es ist das gar nichts Geringes, und ich hoffe, mancher, der die unten mitgeteilten Proben liest, wird finden, wir Philologen wären recht anspruchsvolle Gesellen, wenn uns so etwas für einen griechischen Dichter eigentlich nicht gut genug wäre.

Wirklich würde man ihn erheblich höher einschätzen, wenn dasjenige dem Bakchylides alles wirklich gehörte, was in seinen Gedichten unmittelbar Eindruck macht. Das ist erstens der Stoff, die Geschichten, die er erzählt; die hat er weder erfunden noch schöpferisch ausgestaltet: sie gehören der griechischen Heldensage an, die denn freilich wohl überhaupt die grösste Schöpfung dichterischer Phantasie ist, die es giebt; dafür hat auch das ganze Hellenenvolk an ihr gedichtet. Das zweite ist der feste Stil, zu dem das Versmass, die Abtönung der Mundart und all der Zierrat der schmückenden Rede gehört, selbst ein Teil der Gedanken. Das ist eine erlernte und bewusst geübte Kunstfertigkeit, durch welche in einer gebildeten Sprache ein Vers und auch ein Gedicht jemandem ge-

---

[1]) Ueberliefert ist es uns von I 15 *Pastor cum traheret*, das kaum jemand bewundern wird. In den neugefundenen Gedichten findet sich schwerlich etwas, was er direkt herübergenommen hätte, aber denken muss man oft an Horaz.

lingen kann, der kein Dichter ist. Auch unser einer kann solche Gedichte machen, wenn er den Stil beherrschen gelernt hat. Das individuelle Verdienst ist also auch hieran sehr gering; aber man lernt dabei, welch ungeheurer Segen die handwerksmässige Uebung der Kunst ist. Von den bildenden Künsten der Hellenen kann das jeder wissen. In der Poesie ist es seit Homers Zeiten nicht anders gewesen. Da muss denn die geschichtliche Wissenschaft scheiden zwischen denen die sicher im alten Geleise fahren und den wenigen schöpferischen Geistern, die neue Bahnen brechen und neue Ziele zeigen. Aber es wäre schlimm, wenn sie durch diese Nachrechnung die unbefangene Freude an dem einzelnen Kunstwerke verlöre oder anderen vergällte. Nur die Einsicht in den handwerksmässigen Betrieb der Poesie muss sie allerdings zu vermitteln suchen.

Die Gedichte des Bakchylides wie die des Pindar sind sämtlich dazu bestimmt, von einem Chore gesungen zu werden, der einen Reigen tanzte oder schritt. Sie sind sämtlich für eine bestimmte Gelegenheit verfasst, sei es eine gottesdienstliche Feier, sei es ein Fest zu Ehren irgend eines frohen oder traurigen Ereignisses. Die Sänger sind verschieden, Jungfrauen, Knaben, Männer, auch wohl gemischte Chöre, je nachdem wie der bestimmte Gottesdienst es vorschrieb. In den "Gedichten an Personen und zu festlichen Gelegenheiten" sind es wohl immer junge Männer. Da pflegt nur selten über sie etwas gesagt zu werden, weil gar nichts auf sie ankommt. Denn hier sind sie nichts als das Instrument des Dichters, und wenn ihre zwanzig oder fünfzig Kehlen 'ich' singen, so heisst das Pindar oder Bakchylides. Sehr häufig sind sie Dilettanten, d. h. sie gehören selbst der Gesellschaft an, für welche sie singen und tanzen; aber die Erziehung hat die Ausbildung der Jugend für diese Künste so weit getrieben, dass von dem Fluche des Dilettantismus, für minderwertige Leistungen doppelten Beifall zu fordern,

keine Rede sein kann. Das schliesst nicht aus, dass es auch einen Stand von berufsmässigen Sängern gab, deren der Dichter überall da bedurfte, wo die Gesellschaft ihm nicht genügend vorgebildete Kräfte zur Verfügung stellen konnte, z. B. für die gerade besonders bedeutenden Aufführungen an den Fürstenhöfen Siciliens. Denn eine ganz bestimmte, notwendig beschränkte, wenn auch über einen weiten Raum verbreitete Gesellschaft konnte allein an einer so geübten Kunst Genüge finden, deren Vorbedingung die bestimmten Gottesdienste und die Wertschätzung besonders des Turn- und Rennsports waren. Diese Lyrik wurzelt ganz in einem bestimmten besonderen Leben; darin liegt ihre Kraft und ihre Beschränkung. Sie existiert durch den Adel und für den Adel, der vor 500 auf dem Festlande von Hellas herrschte oder doch den Ton angab. Wo er seine Geltung verloren hatte, gab es auch diese Lyrik nicht, und das ist freilich in dem geschichtlich wichtigsten Teile von Hellas, in Ionien, der Fall. Da galt entweder absterbend noch das Epos Homers oder aufstrebend die Prosarede des Philosophen und Historikers. Aber die vornehmen und reichen Familien ionischen Blutes im Mutterlande, selbst in Athen, hatten die Sitten der Herren anderer Rasse übernommen, die in Theben und Argos, Korinth und Aegina sassen, und die Westhellenen hielten sich, so viel sie konnten, auch zu diesen Idealen. Es verschlug nichts, dass die Herren jetzt vielfach von Reederei, Handel und Industrie lebten, die sie durch gewaltige Massen von freien und unfreien Knechten besorgen liessen. Sie selbst legten Wert darauf, sich in der Lebensführung dem grundbesitzenden Adel gleichzuhalten, der in den Bergkantonen, in Sparta, den Ebenen von Thessalien und Böotien und in den Ackerbaukolonien des Westens ansässig war, im wesentlichen auch von der Arbeit seiner Hintersassen und Sklaven genährt. Das Leben des adlichen Mannes sollte eine nur durch den Waffendienst unterbrochene edle Musse sein; für sie ward der Knabe

erzogen, zu einem an Leib und Geist vollkommenen Manne, wie die Helden der Vorzeit es gewesen waren, deren Geschichte die Phantasie erfüllten und dem Fühlen und Handeln die Richtschnur gaben. Und diese Helden waren mit den Adlichen der Gegenwart unmittelbar durch die Gemeinsamkeit des Blutes verbunden. Einerlei mit welchem Rechte erblickten die Herren von Aegina in Aias und Achilleus, die von Theben und Argos in Herakles ihre Ahnen, und mit Verachtung hätte dieser auf sein Götterblut stolze Adel die sogenannten Adlichen von heute zurückgewiesen, wenn sie auf die Gnade oder Laune eines Fürsten oder gar ein Stück Geld einen Vorzug des Blutes gründen wollten. So fühlten sie sich denn auch den Göttern nahe, zu deren Ehre sie sangen und tanzten, und diese Götter wieder waren in Wald und Berg, in dem Brausen der heimischen See und dem Wehen des Sturmwindes über ihren Häuptern ihnen nahe. Es ist nichts Geringes um diesen Adel; aber die eingeborne Heldenkraft im Ernste des Lebens zu bethätigen fehlte die Gelegenheit; die Kraft war da, aber es fehlte ein Ziel, dem sie zustrebte. Um so ernster nahm man das Spiel. Erst im 6. Jahrhundert, gerade als die Expansionskraft des Hellenentums nachlässt, sind die grossen Turnfeste zu Olympia, Delphi und an sehr vielen anderen Orten zu der Bedeutung gelangt, in der sie ohne tieferes geschichtliches Urteil noch jetzt verherrlicht zu werden pflegen. Ein Knabe, der dort im Ringkampfe oder Laufe den Kranz erhielt, würde uns auch gefallen; aber ein Mann, der sein Leben lang von Festplatz zu Festplatz zog, selbst mit zerquetschten Ohren und eingedrückter Nase, stolz darauf, eine Überzahl von Nasen und Ohren also zugerichtet zu haben, würde uns schwerlich als ein Held erscheinen, sondern verächtlich und unsittlich, wie dem ionischen Rhapsoden Xenophanes, der in radikaler Konsequenz dies ganze Treiben einschliesslich seiner Götter zu verwerfen wagte und der Menge entgegenrief "es gibt nur einen Gott im Himmel und auf

Erden, und das ganze Sein, das ganze Denken ist dieser Gott, das ewige All-eine." Es ist gut nicht bloss an den Diadumenos Polyklets oder gar den Schaber Lysipps bei den Leuten zu denken, denen die Sängerlieder gelten, sondern auch an den Faustkämpfer des Museums der Thermen. Wenn vollends jemand dadurch des höchsten Erdenglückes teilhaftig werden soll, dass ein Gespann seines Stalles unter der Führung seines Kutschers in Olympia zuerst zum Ziele kam, während er ruhig zu Hause sass, wie Hieron von Bakchylides gepriesen wird, so ist darin die Entartung des Sinnes offenkundig, der diesem ganzen Treiben zu Grunde liegt. Es war ja auch eine absterbende Gesellschaft. Die athenische Demokratie und die ionische Aufklärung haben ihr bald ein Ende bereitet. Pindar und Bakchylides haben ihren Zusammenbruch noch selbst erlebt, und gerade die Tragik, dass das Dorertum seine Zeit gehabt hatte, wie das Ghibellinentum in Dantes Tagen, macht einen besonderen Reiz der pindarischen Dichtung aus.

Eine solche Gesellschaft wird wohl einzelne in sich schliessen, die es leisten können, ein Festgedicht zu machen, eine Melodie zu erfinden oder zu variieren, einen Reigen zu stellen. Pindar erwähnt öfter, dass ihm die Kunde von alten Siegen einer Familie aus Gedichten zugekommen wäre, die die Familie bewahrte. Aber das blieb Dilettantenarbeit, die schwerlich auch nur den Anspruch erhob, ein Kunstwerk zu schaffen. Die Herren nahmen sich schon den Trainer, der sie für die Turnkämpfe einexerzierte, gern von ausserhalb, z. B. aus Athen, noch viel mehr den Dichter. Denn das war auch ein 'Arbeiter für jedermann', wie man auf griechisch den Handwerker nennt. Ehedem war der Rhapsode gekommen und hatte die erzählenden Gedichte vorgetragen, aus denen man die Thaten der eigenen Vorfahren zu lernen liebte; jetzt kamen Musiker, die die Lieder verfassten, deren man bedurfte, und ihre Vorführung einstudierten,

auch wohl für die Sänger sorgten. Man bestellte sich den Dichter und bezahlte ihn. Schon in Olympia, wenn man abends den Sieger mit festlichem Geleite in sein Quartier führte, sang man lieber ein frisch für diesen Fall gemachtes Lied als die alten Weisen, die auf jeden passten. Da waren denn auch Dichter auf dem Jahrmarkt, die sich durch eine geschickte Improvisation gern die Bestellung für die eigentliche Siegesfeier in der Heimat des Glücklichen verschafften. So zogen diese gewerbsmässigen Dichter von Festplatz zu Festplatz, von Adelshof zu Adelshof; Aufträge zu gottesdienstlichen Feiern, zu Totenfesten, zu allen möglichen Gelegenheiten kamen dazu. Wir haben ein Gedicht Pindars, das die Wahl eines Herrn zum Bürgermeister einer kleinen Stadt zum Anlass hat. Bei der Aufführung trat der Dichter persönlich selten hervor; nur in Sicilien lässt sich Pindar selbst die Laute reichen; er wird gewissermassen als Kapellmeister fungiert haben. Es gieng aber auch sehr gut, dass das Geschäft des Einstudierens von einem andern als dem Dichter besorgt ward, und selbst seine Anwesenheit war nicht notwendig; er konnte sein Gedicht und die Noten dazu (eine Notenschrift gab es bereits) schriftlich übersenden. Daraus hat sich die seltsame Form, eine Art von poetischer Epistel, entwickelt, wo der abwesende Dichter durch den Mund des Chores sagt, dass er nicht kommen kann. Solche Gedichte hatten wir von Pindar und haben wir jetzt auch von Bakchylides erhalten.

Der lyrische Dichter der Ritterzeit war der Erbe des Rhapsoden. Auch dieser, wie er seinen Stand im Epos selbst schildert, war zwar nur ein landfahrender Mann ohne die Würde des Blutes und den Schutz der Sippe; aber er besass ausser seiner geistigen Begabung den Schatz des Wissens um die Überlieferungen der Vergangenheit, die Macht der Rede und die Welterfahrung, die ihm sein fahrendes Leben verlieh. So konnte er als Mundstück und als Stimmführer dessen, was damals öffent-

liche Meinung war, eine recht wichtige Person werden und als kluger Mann eine im stillen sehr einflussreiche Rolle spielen. Agamemnon setzt seiner Frau, als er in den Krieg zieht, einen Rhapsoden zum Wächter und Merker. Auch der wandernde Chormeister konnte es sowol zu reellem Einflusse wie auch zu einer gesellschaftlichen Position bringen; letzteres ist in einer exklusiv ständischen Welt vielleicht noch schwerer. Aber dieser liberale Beruf hob wenigstens seine vornehmsten Vertreter in die Kreise des höheren Standes. Schon Stesichoros soll zu Phalaris' Zeiten die Rolle eines politischen Vermittlers und Warners gespielt haben. Anakreon wird von Polykrates zugezogen, als er die Gesandten seines persischen Oberherren empfängt. Pindar kann hier nicht angeführt werden, da er selbst von hochadligem Blute war. Aber Simonides ist das am meisten charakteristische Beispiel.

Wenn Lessing ihn den griechischen Voltaire nannte, so war das nur ein boshafter Witz und zielte darauf, dass beide die Poesie als ein Handwerk mit goldenem Boden ziemlich skrupellos übten: wie treffend sein Vergleich war, konnte Lessing nicht ahnen. Simonides ist der Vorläufer der wandernden Litteraten, die in der demokratischen Welt Sophisten heissen. Seine Kunst als Dichter und Gesellschafter, seine Weltläufigkeit und sein Witz haben ihm eine praktisch wol einflussreichere Position bereitet, als dem Pindar sein Adel und sein Prophetentum. Er ist in der Demokratie der Athener eben so gerne gesehen worden wie auf den Adelshöfen Thessaliens und am Tische des Hieron. Der kleine hässliche Mann, der den Grossen der Welt zugleich zu schmeicheln und die Wahrheit zu sagen verstand, der mit einer scharfen Zunge ein warm empfindendes Herz, mit einem nicht immer erfreulichen Eigennutze und ionischer Schmiegsamkeit ein warmes Vaterlandsgefühl vereinigte, ist eine volkstümliche Figur geworden und geblieben; manches Witzwort und manch schöner anonymer Vers sind auf ihn übertragen worden, weil er der passendste Träger schien.

Bakchylides war der Schwestersohn des Simonides, und wenn der Onkel den Dichterberuf schon geerbt hatte, so lag er dem Neffen noch viel näher, da er die beste Lehre und die leichteste Einführung finden konnte. Auf seiner Heimatsinsel Keos lebten eine ganze Anzahl Familien, die an dem festländischen Sport teilnahmen. Über ihre Siege ward offiziell Buch geführt, und wenn Bakchylides die laufende Nummer des betreffenden Sieges selbst in dem Festliede nennt, so trifft es sich hübsch, dass wir aus Iulis, dem Heimatsorte der beiden Dichter von Keos, einen Stein haben, der die Sieger aufzählt und auch die beiden Knaben nennt, auf die wir nun die Lieder besitzen. Man sprach auf Keos ionisch, und schon die örtliche Nähe wies es auf Athen hin, dem es im Jahre 478 mehr oder weniger unterthan ward: aber man pflegte auch die alten Beziehungen, die man nach Böotien hinüber hatte. Es war ein günstiger Ort für einen Dichter, und Simonides, schon in der Mitte der sechziger Jahre stehend, hatte um 490 keinen Rivalen mehr; damals mögen wir uns Bakchylides anfangend denken. Aber eben damals hatte auch Pindaros, der Sohn eines adligen Gutsbesitzers aus dem Thebanischen, in Delphi Gedichte aufgeführt, die nicht nur an sich etwas bedeuteten, sondern mit stolzem Selbstgefühle den Wechsel auf eine grosse Zukunft zogen. Sofort hatte der Adel Thessaliens und Aeginas den Standesgenossen bevorzugt; der delphische Gott hatte seine Huldigung angenommen, und selbst für einen Fürstensohn aus Sicilien hatte er dichten dürfen, nicht als Klient, sondern in dorischer Weise der Schönheit des Jünglings seine persönliche Huldigung darbringend. Simonides brauchte wohl keinen Rivalen zu fürchten: Bakchylides trat sofort in den Schatten eines Grösseren. Wir sind nun so glücklich, sie mehrfach konkurrieren zu sehen. Zuerst, noch mehrere Jahre vor 480, zur Feier des Sieges eines Knaben aus Aegina. Bakchylides erscheint hier durchaus als Klient, der macht

was er soll und seine Dienstbeflissenheit gehörig betont. Pindar steht wie mitten in der Familie und fühlt sich ihr als Dichter überlegen. Er hat den Bakchylides hier ganz aus dem Felde geschlagen. Damals war Pindar noch ein Anfänger. Auf der Höhe des Könnens und sicherlich auf der des äusseren Ruhmes stand er, als er im Winter 476/75 in Syrakus zum Lobe Hierons sein erstes olympisches Gedicht aufführte. Zu derselben Gelegenheit sandte Bakchylides aus Keos dem kunstsinnigen und splendiden Tyrannen ein Gedicht, das mit prächtigen Bildern seine Bereitwilligkeit verrät, einem Rufe dorthin zu folgen. Simonides siegte damals gerade achtzigjährig in Athen, muss dann aber bald zu Hieron gegangen sein, während Pindar heimkehrte und 474 in Athen siegte, jetzt auf der wahren Höhe seiner stolzen und freien Sinnesart, die ohne ihrer Würde Eintrag zu thun an Tyrannen, Rittern und Demokratien das Grosse und Edle anerkennen und der Engherzigkeit selbst der eigenen Landsleute Trotz bieten durfte. Aber nach Syrakus gieng er nicht mehr, sondern schrieb dem Tyrannen herrliche Briefe, ebenbürtig an Adel der Gesinnung dem Athener Aischylos, freilich einem noch grösseren Dichter, der damals gerade in seinen Persern dem Tyrannen zeigte, wie sein Athen bei Salamis des Barbarenkönigs Macht gebrochen hatte. Noch 470 war es Pindar, der das feierliche Lied für einen delphischen Sieg Hierons verfasste; Bakchylides sandte wieder ein kleines Poem, in dem der Wunsch persönlich erscheinen zu dürfen die Hauptsache ist. Jetzt erreichte er es; der Onkel in Syrakus wird geholfen haben, und als 468 endlich Hierons Gespann in Olympia siegreich war, dichtete er das Siegeslied, nicht Pindar. In diesem sieht man deutlich das Bestreben, auch die Gedankentiefe des Rivalen nachzuahmen, während er der rhythmischen Überfülle mit Glück ionische Schlichtheit gegenüberstellt. Um diese Zeit stirbt Simonides in Syrakus; 467 stirbt auch Hieron, und kurz nach seinem Tode

bricht die Tyrannis und damit die künstliche Blüte jenes Musenhofes zusammen. Pindar, der zu Hieron immer treu gehalten hatte, sah bald darauf die athenische Demokratie zu unerhörter Macht steigen, zuletzt auch seine Heimat in ihre Kreise zwingen. Das musste ihm zuwider sein; immer mehr zog er sich in die Kreise des Adels zurück, der doch selbst auf seinem geliebten Aegina sich der athenischen Herrschaft beugen musste. Trüb schaute der Dichter nun auf das Treiben dieser Welt; aber die Muse blieb ihm bis in das späteste Alter treu, und der Friede echter Herzensfrömmigkeit auch. Und wie es die grössten Denker am Ende eines reichen Lebens zu thun pflegen, mahnte des Greises Wort zur Resignation:

Für den Erfolg hat uns Menschen Gott
Keine sich're Berechnung gegönnt.
Dennoch wandeln wir unsern Weg hochfliegenden Muts,
Führen im Sinne vielerlei Plane.
Denn wir tragen die Bande der Hoffnung; die kennt nicht
Mass noch Scham;
Ferne rinnt der Weisheit Strom.
Ach, bescheiden sollten wir wünschen und streben;
Doch zum Unerreichbaren reisst immer die heisseste Gier.

Und in seinem letzten Liede:

Wem ein frischer Erfolg gelang,
Dem beflügelt die Hoffnung
Leicht die Seele; da wiegt sie sich
In dem Genusse der Grösse,
Sinnet auf Höheres, Reicheres weiter.
Doch die Wonnen der Sterblichen sind
Bald an der Grenze des Wachstums,
Sinken zu Boden nieder, entlaubt von der Plane Fehlschlag.
Eintagsmensch, was bist du, was bist du nicht?
Schattentraum der Mensch.
Aber fällt von Gott ein freundlicher Strahl auf uns,
Lichter Schimmer umfängt uns dann, und leicht wird das
Leben.

So sang der Prophet des Gottes, der dem Menschen den Gruss bot "Erkenne dich selbst", das ist, "lerne, was der Mensch ist." Sie mochten es nicht hören. Das attische Reich stand auf seiner Höhe und strebte in heisser Gier nach dem Unerreichbaren. Der Rückschlag kam. Vierzig Jahre weiter, da war der lichte Schimmer verflogen; jeder Hoffnung waren die Flügel geknickt. Aber der Gott hatte sich einen neuen Propheten erweckt, der den Weg zu dem Borne der Weisheit wies und die Fittiche der Seele mit dem Streben der Liebe zum Göttlichen zu stärken lehrte, auf dass sie sich aufschwingen könnte, empor in ihre Heimat.

Den Pindar hat Platon hochgehalten; den Bakchylides hat er nicht beachtet. Der muss nach Hierons Tode auch nach Griechenland zurückgekehrt sein; wir hören noch, dass er verbannt aus seiner Heimat im Peloponnes gestorben ist; auch Pindar ist in Argos gestorben. Also hat auch jener sich in die neue Zeit nicht gefunden. Aber sein ferneres Leben liegt für uns noch ganz im Dunkel. Es kommt auch auf die Person gar wenig an. Aber von seinen Gedichten wollen wir nun einige Proben betrachten. Zunächst ein Stück aus dem Liede auf Hierons letzten olympischen Sieg. Da heisst es nach einem konventionell preisenden Eingange:

Es strotzt von Opfern jedes Gotteshaus
am Festtag, jede Halle strotzt
von Gastgeschenken seiner Huld,
und wo des schönsten Phoiboshaines
am Born Kastalias die Seher walten,

Dreifüsse stehen vor dem Tempel dort,
kunstvoll geschmiedet Erz
und funkelhelles Gold.
Ja Gotte, Gotte sollt ihr spenden,
dann habt ihr euch den schönsten Schatz gesammelt.

So hat Apollon einst,
des güldnen Bogens Herr,
als Zeus' Gericht
der reis'gen Lyder Reich dem Perserheere
zur Beute gab und Sardes' Feste fiel,
Kroisos gerettet.

Als ihm der Tag erschienen, den er nie
zu schaun gehofft, da wollt' er doch
der Knechtschaft thränenreiche Schmach
nicht dulden. Vor dem Erzpalaste
Liess er sich einen Scheiterhaufen schichten,

Und sein erlaucht Gemahl, der Töchter Schar,
Jungfrauen, holden Lockenschmuck
zerraufend unter Wehgeschrei,
bestiegen ihn zugleich. Die Hände
hob er empor zum hohen Firmamente

Und rief 'Grausam Geschick,
wo blieb der Götter Dank,
Apollons Macht?
Wer zählet die Kleinode, wägt die Berge
Von Gold, die ihm des Alyattes Haus
nach Delphi sandte?

Und nun? Dem Perser dient die Lyderburg
und des Paktolos goldner Strom.
Der Perser reisst zu schnöder Lust
Die Frauen aus dem Schutz der Kammer.
Süss ward das Bittre mir: Tod ist willkommen.'

Er sprachs und winkte dem Habrobates,
das Feuer an den Scheiterbau
zu legen. Hell erklang der Schrei
der Mädchen; ihre Hände streckten
sie in Verzweiflung nach der lieben Mutter.

Der uns ins Auge blickt,
scheint stets der schlimmste Tod.
Rings schlug mit Macht
das lohe Feuer auf, als schwarze Wolken
von Zeus gesandt erschienen und die Glut
der Flamme löschten.

Wo Götterwille wirkt, da zweifl' ich nicht.
Der Delier Apollon hat
samt seinen holden Fraun den Greis
entrückt zu den Hyperboreern.
Dort fand er eine Freistatt. Also lohnte

sich seine Frömmigkeit, da nie ein Mensch
so vieler Weihegaben Zoll
zu Pythos Felsenkluft gesandt.
Und Hieron, gepries'ner König,
berühmen wird sich keiner der Hellenen,

dass er dem Gotte mehr
von Schätzen dargebracht
als du.

Hier muss ich eine Lücke lassen; der Papyrus ist zerrissen, und ich finde den Gedanken nicht. Dann geht es fort:

Du kennst den Spruch,
Apollon gab ihn dem Admetos:
es soll der Sterbliche stets also leben,

als wäre morgen schon
der letzte Tag für ihn,
und doch zugleich,
als hätt' er vor sich fünfzig reiche Jahre.
Das ist das beste Teil: sei fromm und freue
dich deines Lebens.

Verständlich den Verständ'gen tönt mein Wort:
der Himmel strahlt in ew'gem Glanz,

des Meeres Nass bleibt klar und frisch,
es glänzt das Gold: allein dem Menschen
ist von des Alters Grau zur Jugendschöne

dir Rückkehr nicht vergönnt. Und doch, der Glanz
von Mannesmut und edler That
verlischt nicht mit dem ird'schen Leib.
Das Lied erhält ihn. Und auf Erden
hast du des Glückes allerschönste Blüte

Gezeitigt, Hieron.
Dem Hochbeglückten ziemt
das Schweigen nicht.
In Treuen wird die Nachwelt deines Namens
gedenken und dabei der Nachtigall
von Keos danken.

Hier wird stofflich die Erzählung vom Ende des Kroisos interessieren, das doch noch kein Jahrhundert zurücklag und schon ganz vom Schimmer der Sage umfangen war. Wir besassen bereits ein Vasengemälde, das ein Landsmann Pindars in Athen etwa um 500 schon gemalt hat: da spendet Kroisos, allein auf dem Scheiterhaufen sitzend, von dem letzten Trunke Weines, während unten der Diener 'Wolgemut' das Feuer anzündet. Herodot erwähnt die Rettung durch den Regen flüchtig und weist sie ab, um sie durch eine andere noch weniger glaubliche zu ersetzen. Der Versuch der Selbstverbannung steht dem orientalischen Fürsten gut und darf geglaubt werden; andrerseits können wir dem Herodot glauben, dass Kyros dem überwundenen Gegner das Leben erhielt und ihn an seinen Hof zog. Der delphische Gott, dem Kroisos allerdings zu Danke verpflichtet, hat dann den Ruhm der Rettung für sich beansprucht. Herodot berichtet aus delphischer Überlieferung die nicht sehr glücklichen Antworten, mit denen die Priester sonst sich bemühten, die Zweifel an der Macht ihres Gottes zu be-

schwichtigen, die der Fall dieses seines freigebigsten Verehrers hervorgerufen hatte. Dem Hieron gegenüber hatte auch Pindar einmal den frommen König angeführt. Die Art, wie Bakchylides beide parallelisiert, ist wenig sinnreich. Dankbar sind wir ihm dagegen für den Spruch Apollons an Admetos, seinen Liebling. Es muss ein Spruchgedicht gegeben haben, das in dieser Form Lebensregeln gab; wir kannten schon einen "Merke Freund Admetos' Rede und liebe den Guten, scheue dich vor den Schlechten, denn sie wissen wenig Dank." Dieser Spruch ist tiefer und echt apollinisch. Den kranken und verdüsterten Fürsten hatte auch Pindar öfter gemahnt, das Leben zu geniessen. Wenn dann Bakchylides am Schlusse die Vergänglichkeit des Menschen zu der Ewigkeit des Elementes in Kontrast setzt, so ist das recht aus hellenischem Empfinden hervorgesprochen, und das Fortleben im Liede wieder ganz pindarisch. Aber das Selbstkompliment in dieser Form würde nicht über seine stolzen Lippen gekommen sein.

Das folgende Gedicht ist von einem Chore von halberwachsenen Mädchen und Knaben, wie es sie einführt, auf Delos vor dem Altare des Apollon gesungen worden, den Theseus gestiftet haben sollte, als er eben von diesem Zuge mit den Kindern heimkehrte, die er von dem Tode durch den Minotauros gerettet hatte. Es erzählt also die Stiftungslegende eben des Kultes, dem die Feier gilt. Sie war natürlich allen Teilnehmern vertraut; daher kann der Dichter nicht nur mitten in der Erzählung einsetzen, sondern einen so wichtigen Zug ganz fortlassen wie die Rückgabe des gesuchten Ringes. Die Geschichte selbst wird den meisten Lesern neu sein: wir kannten sie am besten aus mehreren attischen Vasengemälden, von denen eines älter als Bakchylides ist. Das neue Gedicht ist für die Wissenschaft ganz unschätzbar, schon durch sein ganz eigentümliches Versmass, das dem altertümlichen Tanze angepasst war, der von dem hüpfenden Tanz-

schritte 'der Kranich' hiess.[1]) Aber ganz abgesehen von diesem Werte, der grimme König von Kreta, der trotz seiner göttlichen Abkunft als der Oger erscheint, der die Kinder einem Ungetüm zum Frasse vorwerfen will, der kecke Knabe, der ihm als waffenloser Gefangener Trotz bietet und furchtlos in die Fluten springt, und noch schöner das herrliche ägäische Meer, über das die Macht des 'Meltem', wie jetzt der sommerliche Nordwind heisst, dahinfährt, die Delphine, die jedes Schiff dort geleiten, und drunten die blanken Meermädchen, die ganz anders und doch ähnlich tanzen wie Erlkönigs Töchter, das ist lebendige, farbige, sinnfällige Poesie: ich denke, die kommt ungealtert aus dem Grabe.

Das kretische Meer durchfurchte des Schiffes
blauer Bug, den Theseus entführend
und mit ihm die vierzehn Athenerkinder.
Die weissen Segel blähte der Nordwind,
gesandt von der grossen Kampfstürmerin Pallas.
Da reizten die süssen Wonnen der Göttin
im Schleier der Anmut, Aphrodites,
das Herz des Minos, dass er die Hände
von dem lieblichen Mädchen nicht lassen konnte:
er berührte die weisse Wange der Jungfrau.
Da rief Eriboia dem Enkel Pandions
im linnenen Rocke, und Theseus sah es.
Unter finstern Brauen rollt' er die Augen,
den Busen durchbohrt' ihm der Stachel des Schmerzes
und also sprach er: 'Sohn des höchsten
Zeus, du lenkest nicht mehr die Begierde
fromm und rein in der Bahn der Besinnung.
Halt inne, Held, mit Gewalt und Willkür.

---

[1]) Ich habe ein Mass gewählt, das P. von Winterfeld kürzlich in einer ganz vorzüglichen Übersetzung des *Waltharius manu fortis* angewandt hat, um unser altes nationales episches Mass zu erneuen. Nur die Alliteration, die ich als Bindemittel nicht mehr anerkennen kann, so hoch ich ihre Klangwirkung schätze, habe ich nicht gesucht.

Was die Allmacht der Götter uns auferlegt hat,
die Wage des Rechtes uns zugewogen,
erfüllen werden am Tage der Zahlung
wir unsere Pflicht. Du aber bänd'ge
den argen Gedanken. Hat dich dem Bette
des Zeus genaht am Gipfel des Ida
das hochbelobte Phoenikermädchen
als mächtigsten Mann auf Erden geboren,
so ist meine Mutter, des reichen Pittheus
Tochter, Poseidons Traute gewesen,
und dunkelgelockte Nereiden
brachten der Braut als Hochzeitsgabe
einen goldnen Schleier. Und so gebiet' ich
dir, König von Knossos, abzulassen
von schnödem Frevel. Nicht mag ich schauen
das liebliche Licht des himmlischen Tages,
so du dich vergreifst an einem der Kinder.
Ich weise dir eher die Kraft meiner Hände,
und was dann kommt, Gott mag's entscheiden.

So sprach der Held, der tugendbewehrte.
Die Schiffer staunten ob des Knaben
gewalt'ger Kühnheit. Aber dem Eidam
des Sonnengottes das Herz ergrimmte,
und neuen Plan ersann er und sagte:
'Allmächtiger Vater Zeus, vernimm mich.
Wenn mich in Wahrheit von dir das weisse
Phoenikermädchen empfieng, so sende
mir jetzt vom Himmel ein deutlich Zeichen,
einen flammengelockten zuckenden Blitzstrahl.
Und du, so dich die trozenische Aithra
dem Erderschüttrer Poseidon geboren —
hier diesen Ring, den Schmuck meines Fingers —
steig' mutig hinab ins Reich deines Vaters
und hole herauf aus der Tiefe des Meeres
das güldene Kleinod. Gleich sollst du wissen,
ob meinem Gebote der Sohn des Kronos
Gehör gibt, der Donn'rer, der Herr des Weltalls.'

Und Zeus erhörte, der Allgebieter,
den masslosen Wunsch und schuf dem Minos
überschwänglichen Ruhm; er wollte dem Sohne
vor aller Augen die Ehre geben.
Der Blitz schoss nieder. Und als das Wunder
zu Wunsche dem streitbaren Helden geschehen,
da warf er weit die Arme gen Himmel
und rief: 'Du siehst hier deutlich Gewährung
von Zeus: nun spring' in die brausenden Fluten.
Dein Vater Poseidon wird weitesten Ruhm dir
bescheren über das Grün der Erde.'
So sprach er. Und Theseus schrak mit nichten
zurück. Er trat auf den Bord des Schiffes
und schwang sich hinunter, willig empfangen
vom tiefen Walde der Meereswogen.

Da schmolz das Herz dem Minos; zu halten
gebot er das Schiff unter dem Winde.
Doch andere Wege wies ihm das Schicksal.
Das wolgefügte Fahrzeug strebte
weiter in hurtigem Gang. Im Rücken
blies ihm der Nord und trieb es vorwärts.
Und es zitterten all' die Athenerkinder,
da der Held in die See hinabgetaucht war.
Aus den weichen Augen quollen Thränen:
sie sahen der bittersten Not entgegen.

Doch hurtig trugen den grossen Theseus
die Meerbewohner hinab, die Delphine,
zum Haus seines Vaters, des Herrn der Rosse.
Und er betrat die Halle der Götter.
Verschüchtert ward er, die Mädchen des Meeres,
die göttlichen Töchter des Nereus zu schauen.
Wie Feuer strahlte der Glanz ihrer Glieder,
um ihre Häupter flatterten Bänder,
von Gold gewirkt; in Spiel und Tanze
schwangen sie sich auf feuchten Füssen.
Er sah auch des Vaters liebe Gemahlin,
die mächtigen Augen der hohen Herrin,

Amphitrites, im schmucken Palaste.
Die schlang um ihn einen Purpurmantel,
und auf das Gelock des Hauptes drückte
sie ihm ein Schmuckstück, bewunderungswürdig,
die Hochzeitsgabe der Aphrodite,
einen buschigen Kranz von Rosenblüten.

Der Menschenvernunft ist nichts unglaublich,
was Götter wirken. Neben dem schlanken
Buge des Schiffes kam er zu Tage.
Ha, welche Sorge nahm er vom Herzen
dem Herrn von Knossos, als aus den Fluten
er heil emporstieg, allen ein Wunder.
An seinem Leibe glänzten die Gaben
der Göttin. Es jauchzten von ihren bunten
Sitzen die Mädchen in frischer Freude;
die See erdröhnte; die Knaben drängten
sich um den Helden mit hellem Heilruf.

Und du, Apollon, Herr von Delos,
mögest am Reigen der Keer dich freuen
und ihnen bescheren gesegnetes Glück.

Wenn man den Leser fragt, welcher Art dieses Gedicht sei, wird er rasch mit der Antwort bei der Hand sein: das ist eine Ballade. In gewissem Sinne hat er recht; es ist ein Tanzlied, aber daran denken wir nicht, wenn wir Ballade sagen. Der Leser denkt an den Ring des Polykrates und die Braut von Korinth. Und in der That, denen ist das Gedicht verwandt. Vor wenig Jahren musste ich noch aussprechen,[1]) dass ich Stücke der griechischen Lyrik, die verloren sind, kennen müsste, um zu wissen, in welcher Form sich unsere schönste Ballade auf griechisch nachbilden liesse. Bakchylides hat das gelehrt. In diesem Gedichte macht sich wenigstens im Versmasse noch die Gelegenheit des Gottesdienstes fühlbar, für die es verfasst ist; aber nur eine kurz an-

[1]) In meiner Übersetzung des Hippolytos von Euripides S. 11.

geflickte Schlusswendung denkt des Apollon von Delos. Das könnte ganz fehlen, unbeschadet der Wirkung, und in einigen anderen Stücken der Sammlung fehlt es wirklich, allerdings wohl nicht immer, weil Bakchylides es weggelassen hätte: die Überlieferung hat nur das festgehalten, was ihr interessant war, die Erzählung der Sage. Einmal ist auch, ganz überraschend für uns, eine Geschichte in einem Dialoge gegeben, seltsamerweise so, dass die Charaktere der Redenden ganz farblos bleiben, einer sogar namenlos, während die hier mitgeteilten Stücke ja schon genugsam zeigen, dass diese Lyrik sowohl gern wie mit Geschick die Charaktere durch direkte Reden sich offenbaren lässt. Diese dialogische Form ist darum so wichtig, weil diese Gedichte zwar nicht alle wirklich Dithyramben sind, aber alle von der alten Philologie dafür gehalten, und eben aus dem Dithyrambus die Tragödie entstanden ist, die ja zu Bakchylides' Zeiten in Athen bereits ausgebildet war. Der Dithyrambus ist bald nach ihm zu einer Art Oper ausgestaltet worden, die den klassizistischen Kunstrichtern der Musik ein Greuel, dem Publikum mehrere Jahrhunderte lang mindestens eben so sehr wie das Drama am Herzen lag. Uns ist diese Gattung so gut wie ganz unkenntlich: hier erst beginnen wir wenigstens von ihrer Vorstufe etwas zu ahnen, und die Forschung wird sicherlich auf einem bisher so gut wie ganz leeren Blatte der Litteraturgeschichte die ersten sicheren Linien führen können. Doch in diese schwierigen Fragen darf und kann ich nicht in der ersten freudigen Ueberraschung eintreten.

Nun noch zuletzt ein Stück von dem ersten Gedichte an Hieron; es ist aber gleichgültig, wo es steht, denn nur die Erzählung hat Wert, ihre Einfügung ist nicht nur ungeschickt, sondern Bakchylides hat die schöne Geschichte geradezu verdorben — ich mag hier nicht sagen wie, und auch nicht weiter ausführen, dass wieder Pindar dasselbe, aber in sinngemässer Weise erzählt hatte. Es

genüge, dass hier auch Bakchylides nur altvertrauten Stoff aufgenommen hat, soweit es hier steht, in würdiger Bearbeitung. Meleager war ein alter grosser Held, schon von einem der geistreichsten Iliasdichter dem Achilleus zur Warnung vorgehalten; die Heldenlieder, die seine Thaten erzählten, sind früh verschollen, aber die hohe Gestalt blieb im Gedächtnis. Derjenige, der ihn in der Hölle dem Sohne des Zeus gegenüberstellte, der mit Athenas Hilfe lebend den Weg hinuntergefunden hatte, wollte mit seinem Beispiele die Nichtigkeit alles Irdischen lehren. Es ist grossartig, wie der Sohn des höchsten Gottes, der das Herrlichste gethan und den Tod überwunden hat, eben in diesem Momente zu der Einsicht kommt, dass das Dasein eine Last sei: das hat erst eine Zeit gedichtet, die den Glauben an die Menschenkraft verloren hatte, aus dem die Gestalt des Herakles geboren ist, der sich den Himmel durch seine Thaten eroberte, eine Zeit, die irr geworden an den alten Idealen, sehnsüchtig als höchstes Gut das Nichtsein suchte. Die Erlösung durch die Mystik hatte sie noch nicht gefunden. Es wird im 7. Jahrhundert gewesen sein; die Einlage der Odyssee, die den Herakles mit ähnlicher, aber blasserer Erfindung in der Hölle den Odysseus um seines mühseligen Lebens willen bedauern lässt, hängt von dieser Erfindung ab. Doch das zu verfolgen gehört nicht her: möge es meiner Uebersetzung, so unbefriedigt sie mich lässt (dass ich die Responsion aufgegeben habe, drückt mich weniger), gelingen, anderen die innere Bewegung mitzuteilen, die ich empfunden habe, während ich sie schrieb.

Aus dem Totenreiche den fletschenden Höllenhund,
den der Urwelt unnahbarer Drache gebar,
auf zum Lichte zu holen, erzählt die Sage,
stieg ins Schloss der schlanken Persephone
nieder des flammenblitzenden Zeus
unbesiegter pfortenzerschmetternder Sohn.

Da am Ufer des Stromes der Seufzer
sah er die Seelen der armen Verstorbenen —
wie auf den Triften des Ida der West
wirbelt die Blätter.
Doch unter ihnen erhob sich der Geist Meleagers,
der nie im Lanzenkampf gezagt.

Als Alkmenes herrlicher Heldensohn
diesen im Waffenglanze wahrnahm,
spannt' er die schwirrende Sehne,
hob vom Köcher den Deckel und griff
nach dem erzgespitzten Pfeil.
Aber der Geist des Porthaniden trat herzu,
kannt' ihn wol und sprach:
"Halt, bleib' stehn,
Sohn des grossen Zeus,
glätte deines Zornes Wogen.

Eitel wäre wider des Toten Geist ein Schuss
scharfen Pfeiles, und es droht dir keine Gefahr."
Sprachs; da staunt' Amphitryons Sohn und sagte:
"Wer vermochte, in welchem Lande, Gott oder Mensch,
Leben dieser Menschenblüte zu geben?
Wer den Tod ihr zu geben?
Schickt ihn Heras mächtiger Busen wider mich?
Doch des möge die blonde Athena walten."
Drauf Meleager mit Thränen
also Bescheid gab:
"Selten gelingt es auf Erden dem sterblichen Menschen
zu wenden eines Gottes Groll.

Ziegenherden und manche rotgefleckte Kuh
hätte sonst der Rossebändiger Oineus gern
Artemis, der schimmernden Herrin im Knospenkranz,
dargebracht, den Zorn zu beschwichtigen.
Aber unversöhnlich grollte die Jungfrau,
sandt' in Kalydons schöne Fluren den wüsten
Keiler, den wütenden Schläger, schäumend von Kraft.

Seine Hauer hieben die Stöcke des Weinbergs um,
rissen die Tiere der Herden und jeglichen Menschen
zu Boden, der ihm nahe kam.

Hellas' beste Helden bestanden wir mutig ihn
ohne Rast, und als am sechsten Tage das Glück
den Aetolern Sieg verliehen, begruben wir,
wen des fauchenden Ebers rasendes Ungestüm
niederwarf, Ankaios und aus der Schar
meiner tapferen Brüder den besten,
Agelas,
den in Oineus' Haus
dem Gemahl Althaia schenkte.

Aber mehr der Opfer heischte des Schicksals Fluch.
Noch nicht liess vom Grolle der Leto wildes Kind.
Um des Untiers schwarzes Fell
stritten zäh standhaltend im Kampf mit uns die Kureten.
Da erschlug ich unter der anderen Menge
Iphikles und den Helden
Aphares, der Mutter hurtige Brüder.
Denn im Kampf kennt Ares' Wut
keinen Freund; blind fährt das Geschoss
wider das Leben der Feinde
und bringt den Tod, wem Gott es will.

Das vergass die harte Tochter des Thestios,
meine unsel'ge Mutter, und sann auf meinen Tod.
Ohne Schrecken langte das jähentschlossene Weib
aus der bunten Lade das Scheit;
warf's ins Feuer. Die Schicksalsfrau
hatte sein Verglimmen als Ziel
meinem Leben gesetzt. Ich stand an der Leiche
von Deipylos, Klymenos' Sohne,
zog von dem strahlenden Leib das Gewaffen,
den ich am Turme traf und erschlug,
während die andern
zu Pleurons' alter Feste flohn.



Plötzlich fühlt' ich, wie das liebe Leben entwich,
wie die Ohnmacht kam; mit dem letzten Atemzug
weinen musst' ich, weh, von Jugend,
Kraft und Schöne zu scheiden."
Da zum einzigen Male,
heisst es, ward das Auge, das nie in der Schlacht gezuckt,
feucht Amphitryons Sohne.
Mitleidvoll
gab dem Helden er,
den das Schicksal schlug, die Antwort:

"Ja, niemals geboren zu werden, das Sonnenlicht
nie zu schauen ist der Sterblichen höchstes Glück."

Westend, 26. Dezember 1897.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

